

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 1. — Neujahr 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

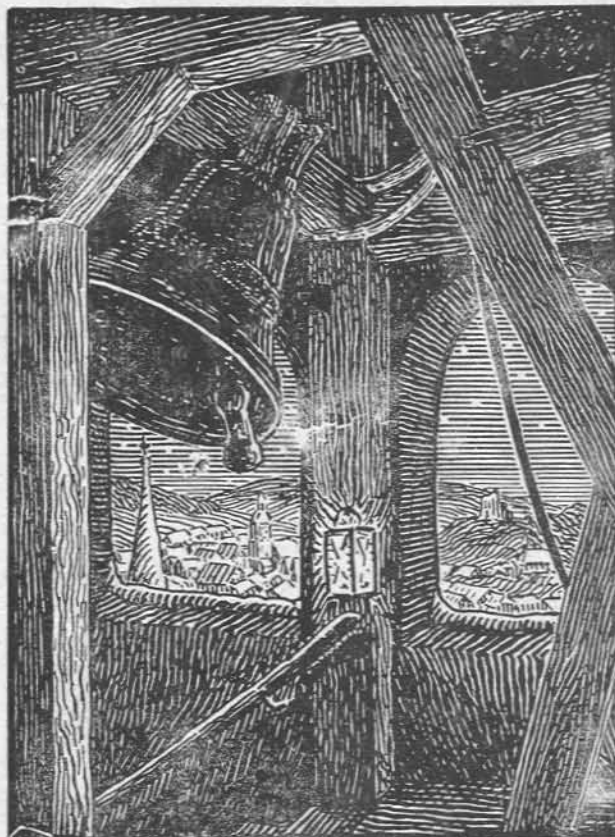
Anfang, Mitt' und Ende leg ich in Gottes Hände!

Ein Neujahrsgruß für unsere Leser,

mit denen wir uns im alten wie im neuen Jahr treu verbunden fühlen, ein Neujahrsgruß, wie wir ihn in dieser sorgenschweren Zeit uns auch nicht besser denken können. Das ist ein Wort tiefen Erkennens menschlicher Ohnmacht, wie es sich angesichts unserer politischen und wirtschaftlichen Lage für uns ziemt, ein Wort aber auch zugleich voll froher Zuversicht auf den Schöpfer und Lenker aller Dinge. Es klingt wie ein stilles Gebet: Befiehl dem Herrn Deine Wege — er wird's wohl machen! Ja, er wird's wohl machen, trotz aller Not und Traurigkeit, die uns befallen möchte, wenn wir daran denken, was die Zukunft, was das neue Jahr uns bringen wird. Es ist schon so. Wenn in dieser Nacht hoch oben vom Turm die Glocken mit ehernem Mund das neue Jahr grüßen, dann hoch im Glockenstuhl verborgen im Gebälk Frau Sorge, Hunger und Not, Kälte und Tod. Ausschau hält dieser unheimliche Gast über das Land, Ausschau auch über die Städte und Dörfer unserer erzgebirgischen Heimat. Ja — es ist eine sorgenschwere Zeit — aber es kann dennoch eine segensreiche Zeit sein, in der wir leben, wenn wir's nur einmal recht bedenken wollten. Wir haben ja vor dem Krieg viele Jahrzehnte gehabt, in denen es unserem Volk viel, viel besser erging als heute, aber ich weiß nicht, ob diese Zeit wirklich segensreicher war für unser Volk. Wieviel innerer Unfriede, wieviel Ungerechtigkeit, wieviel Hochmut und Untugend waren auch da, und wohin haben sie uns geführt. Freilich damals, da ging es uns im allgemeinen gut, da lagen all die Dinge nicht so offen da wie heutzutage. Notzeit ist aber nur Segenszeit, wenn sie uns

die Dinge ganz nackt, ganz ohne Maske zeigt, wenn wir all die Folgen, all die Fehler einmal erkennen, die wir selbst verursacht haben. Wir müssen sie nur einsehen lernen, müssen erkennen, daß nur wir, niemand anders als wir selbst an allem schuld sind, wenn wir so tief ins Elend, ins Unglück kamen. Hier hilft kein Murren und Auflehnen, hier hilft kein Zerren und Rütteln an den Ketten unserer Knechtschaft, die wir tragen. Wie Hohn und Spott klingt uns ihr Klirren nur in den Ohren, niemand hilft uns! — Schauen wir uns doch um in der Welt, wer hilft uns denn? — Niemand! Wirklich niemand? — Menschliche Ohnmacht packt uns — niemand hilft ... es gelte wie der Ruf eines ster-

benden Volkes in alle Welt, ein Ruf, der ohnmächtig im All verflingt. Das ist eine Angst, eine Not, die uns da packt, die uns wie Fieber schüttelt und rüttelt, bis wir verzweifelt zu Boden sinken. Was will da mitten hinein der Ruf der Neujahrglocken? Dieses frohe Läuten und Klingeln paßt nicht in unsere Notzeit — was soll das alles? — Uns hilft ja doch niemand! — Wirklich niemand? Bedenkt es doch einmal! Freilich, Du mußt erst ganz, ganz stille werden und in Dich gehen. „Wen Gott lieb hat, den sucht er heim!“ Verstehst Du das denn gar nicht? Ich will Dich einmal an Hand biblischer Geschichten an den See Genesareth führen. Die Jünger Jesu, die Fischer, fuhren hinaus auf das Meer und siehe — es erhob sich ein gewaltiger Sturm. Wie kleine Nuschalen trieben die Schiffelein auf den Wogen und die Fischer gerieten in Gefahr, zu ertrinken. Niemand half, — niemand! Ohnmächtig verhallte ihr



Anfang und Mitte samt dem End
stell ich allein in Gottes Hand

Ruf und erstichte im Brausen des Meeres. Wie dem deutschen Volk erging es ihnen. Da, plötzlich — eine Lichtgestalt mitten auf den Bogen des Meeres — ein Retter nahte in tiefster Not — vor ihnen stand Jesus. Jesus, der Retter war da! Seiner Stimme gehorchte das Meer — es glättete sich; ganz unverhofft — mitten in der tiefsten Not, war diese Rettung gekommen. — Auf dem Meer der deutschen Not steht auch eine Lichtgestalt, freilich nur dem frommen, geistigen Auge sichtbar, einer, der auch uns helfen kann, wenn wir ihn nur anrufen und wenn er uns wie seine Jünger lieb hat. Aber kann er uns denn lieb haben, uns, die wir nur gegen ihn murren, die wir gleich dem Volke Israel unglaublich in Ruchlosigkeit liegen vor den Ägyptern unserer Zeit. An diesem Volke haben wir das beste Beispiel, wohin unser Weg gehen kann. Wie lieb hatte Gott dieses Volk und wie wenige von ihm sind in das gelobte Land der Freiheit gekommen. Unser Weg, den wir durch diese Leidenszeit zu gehen haben, ist jedem einzelnen von uns streng vorgezeichnet in den zehn Geboten, die auch heute noch die Grundlage menschlicher Gesellschaft bilden. Zahn um Zahn wird aber mit uns abgerechnet werden, wo wir sie übertreten und unsere Peiniger sind letzten Endes nichts als die Werkzeuge Gottes, die berufen sind — ohne daß sie es selbst vielleicht ahnen — uns innerlich zu reinigen und zu einigen. Ja, die Weihnachtsglocken vom Turm reden eine gar gewaltige Sprache zu uns, wenn wir sie nur verstehen wollten. Sie haben uns sehr, sehr viel zu sagen, und wir brauchen unsere Ohren durchaus nicht zu verschließen. Es ist, wenn wirs recht bedenken, schon ganz gut so gewesen, daß für unser Volk nach den langen Jahren des Friedens, der uns nur verweichlicht hatte, Krieg und Not und nun dieser endlos lange Leidensweg gekommen ist. Notzeit ist Segenszeit! Zwischen Weihnachten und Ostern liegt der lange Leidensweg Jesus, liegt ein Weg nach Golgatha, den auch wir zu gehen haben, um auf ihm — nur mit ihm — wieder zur Freiheit Gottes zu kommen. Anfang, Mitt' und Ende — leg' nur in Gottes Hände!

S. Sdl.

„Obererzgebirgische Weihnachtsspiele“

Die Weihnachtszeit hat in unserer Heimat seit je eine besondere Stellung unter den Festen des Jahres innegehabt. Weder Ostern noch Pfingsten nehmen im Gemütsleben und Brauchtum des Erzgebirgers einen gleichbreiten Raum ein, wie die Wochen um das Christfest, das Lichtfest in dunkler Winternacht. Fragen wir uns nach der Ursache dieser Erscheinung, so dürften hier wohl Einflüsse aus der Zeit nachklingen, als der Bergbau bei uns noch rege war. Das Bergvolk mit seiner Lichtsehnsucht, mit seiner Besinnlichkeit und seiner tiefen Frömmigkeit hat wesentlich zur Verinnerlichung und Vertiefung der heimischen Weihnachtsbräuche beigetragen. Viele von diesen Sitten sind im Laufe der Zeit verflacht und schließlich ganz verschüttet worden, während andere bis heute lebendig geblieben sind oder zu neuem Leben erweckt werden konnten.

Hierher gehören vor allem auch die **W e i h n a c h t s s p i e l e**, die namentlich im oberen Gebirge heimisch waren und in vielen Orten bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts regelmäßig aufgeführt wurden. Sie trugen das biblische Weihnachtsgeschehen, das in den Christmetten im streng kirchlichen Sinn gestaltet wurde, aus dem Gotteshaus hinaus in die Häuser und Hütten. In schlichten, volkstümlichen Versen erweckten die Spieler die biblischen Bilder von der Geburt Christi, von der Anbetung der Hirten und heiligen drei Könige, von der Bestürzung und Wut des Herodes zu dramatischem Leben; die gleichen Szenen, die der Erzgebirger vor anderen in mühsam geschnittenen Figuren zur Weihnachtszeit als „Berg“ oder „Krippe“ aufbaut. Umflossen vom weichen, flackernden Licht der Kerzen und Dellämpchen spielten die Darsteller der „Engelschar“ oder des „Dreikönigspiels“ ihre „Weihnachtskomödie“, die trotz mancher naiver Verbheiten von tiefem inneren Erleben getragen war.

Gleichartige Spiele hat es nun zwar auch in anderen Gegenden gegeben, aber nirgends waren sie so tief im Gemüt der Spieler und Zuschauer verwurzelt, wie in unserer Heimat. Hier

find man sogar für die beiden Hauptformen eigene Namen: „Engelschar“ und „Königschar“. Ursprünglich bezeichnete man so wohl nur die Spielergruppen, die streng voneinander geschieden waren, später übertrug man diese Bezeichnungen auch auf die Spiele selbst, und in dieser Bedeutung sind sie dem Erzgebirge eigentümlich. Die Engelschar hatte „das Recht zu gehen“ in der Zeit vom ersten Advent bis zum Neujahr oder Hohenneujahr; vom Hohenneujahr bis Mariä Lichtmess hielt dann die Königschar ihre Umzüge ab. Jene wanderte in der Regel von Haus zu Haus, während diese meist, wenn auch nicht immer, in einem höheren Raum „agiert“, in dem sich die Zuschauer vorher versammelt hatten. Der szenische Aufwand war bei beiden denkbar gering; er war auch kaum erforderlich, da der Schauplatz der vorgestellten Ereignisse Spielern wie Zuhörern gegenwärtig war. Die Mitglieder beider Scharen waren Männer aus dem Volk, vielfach Bergleute, die häufig auf Schlitten von Ort zu Ort zogen und sich mit ihren Aufführungen einen fargen Nebenerwerb schafften, der namentlich in den häufigen Notzeiten bei der Anspruchslosigkeit unserer Vorfahren eine Rolle spielte.

Obwohl beide Spiele inhaltlich nahe miteinander verwandt sind, reichen ihre Wurzeln doch in ganz verschiedene Zeiten und religiöse Vorstellungskreise zurück. Die jüngere Königschar ist zweifelsfrei christlichen Ursprungs und erwuchs aus jenen zunächst stummen Darstellungen der Geburt Christi, mit denen die katholische Kirche die Metten ausgestaltete, und die in ihrer ursprünglichen Form in erster Linie die unbefleckte Empfängnis und das Magdum der Gottesmutter verherrlichten. Nach und nach erweiterte sich der Darstellerkreis, indem zu dem heiligen Elternpaar weisagende Engel, anbetende Hirten und die lobpreisenden heiligen drei Könige traten; aus dem stummen Bild wurde lebendiges Spiel, das sich schließlich von der Kirche löste. Nun konnte auch die Gestalt des Wüterichs Herodes, der um Thron und Krone bangt, aufgenommen und die Flucht nach Ägypten in die Spielhandlung einbezogen werden. Damit aber haben wir den wesentlichen Inhalt des Dreikönigspiels.

Im Gegensatz hierzu ist die Entwicklung der Engelschar bei weitem nicht so gradlinig vor sich gegangen. Um zu ihren Quellen zu gelangen, müssen wir bis in vorchristliche Zeiten hinabsteigen, deren Einflüsse ins frühe Mittelalter nachklangen. Erst nach und nach wurden die aus heidnischen Vorstellungen erwachsenen Mittwinterumzüge im Sinne des Christentums umgestaltet. Die alten Götter wandelten sich allmählich zunächst äußerlich, dann auch innerlich in christlich-kirchliche Heilige. Das Ergebnis dieser Umformung war die Christfahrt oder das Adventsspiel von der Einkehr des Christkinds, in dessen Mittelpunkt weiterhin unter der Einwirkung der sehr alten St. Nikolaus-Spiele der Gedanke der schulmäßigen Kinderprüfung stand. Eine derartige Christfahrt ist uns aus Lengsfeld erhalten, und zwar in der Form, in der sie während des Dreißigjährigen Krieges von der Jugend aufgeführt wurde. (S. Grohmann, Das Obererzgebirge in Sage und Geschichte, Annaberg 1900.) Als dann noch die Hirten und ein Engel, der die Frohbotschaft von der Geburt des heiligen Christi verkündet, in den Kreis der Spieler traten, da war die Umwandlung der heidnischen Mittwinterumzüge in christliche Weihnachtsspiele endgültig vollzogen und der Weg zur Engelschar unserer Heimat geebnet, deren charakteristisches Merkmal die Verkopplung des Adventsspiels mit dem Christgeburtsspiel ist, eine Erscheinung, der wir nur im oberen Erzgebirge begegnen.

Näher auf den Inhalt dieser Weihnachtsspiele einzugehen, oder gar einen oder den anderen der erhaltenen Texte hier wiederzugeben, verbietet sich leider aus Raumgründen. Nur das sei noch erwähnt, daß uns von der Engelschar drei vollständige Texte, und zwar aus Hermannsdorf, Mildena und Neudorf erhalten sind, von denen der erste von Pf. Löcher in fast unveränderter Form in das Weihnachtsspiel „Das Bornkindel“ (Annaberg 1909) übernommen wurde. In gewissem Sinn scheinen die Engelscharen namentlich in der Umgebung von Annaberg heimisch gewesen zu sein, während der Mittelpunkt der Dreikönigspiele, von denen uns

acht mehr oder weniger vollständig erhaltene Stücke vorliegen, im Schwarzenberger Bezirk lag, denn auch die bekannte Thalheimer Königschar. (vergl. „Glückauf“, Jahrg. 1907) ist von Breitenbrunn aus nach dem Zwönitztal gewandert.

W. L.

Nooch'n Feierohnd



De andern abgeführt — un selber rei'gefallen

Von Bernhard Brückner, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

De Gahcher (Jäger) sei schu allemeittog lustige Zeit gewesen. Se derzeeh'n für ihr Laam garn Geschicht'n, machen obr aah garn en'n Spaß miet. Freilich, bei dan Geschicht'n, do sei viel Lüg'n drbei, un dar Spaß läst jeweiln schief naus.

Also, asu a Flurschütz war aah dr Schiefertuffel-Traugott. Bun gehau' aus war dr Traugott a Spiz'nhan'ler, un ar hatt' aah bei dan Kram a ganz schie Ahwas'n siech verdient, odr sei Passiu blieh's doch, wenn ar e bißl mit dr Flint draußn rim-lai'n kunnt. Sei Revier ging zelegt über zwaa Dörfer waß, un wenn mer ne Traugott freegit, worim ar sei Gebiet asu vergreßert hätt, do saacht'r: „Worim iech mei Revier vergreßert hob? Ganz ahfach! Ich hob in men'n Laam noch net soot Bök' geschossen — nu will iech's in Alter noch nooch-hul'n!“ „Nu,“ saacht'n de andern, „do haste zewingst'n noch wos vür dr — do gab dr nör Müh!“

„Na, mer wölln sahe, wos siech tue läßt! „Dumme“ war'n immer gebraucht!“ gob dr Traugott zer Antwort un stedit de Tobakpfeis wieder nei in sei huhnack't's Maul. Dobei hot'r gedacht: Rimmt Zeit, kimmt Rot — eich Chor lod' iech schu aah wieder off ne Basen!

Also, nu giebt die spähige Geschicht lus.

Es war mitten in dr Woch', dr Noochmittig asu racht schie funnig, do kimmt mei Schiefertuffel-Traugott aah wieder amol ne Faldsteig har — gerod nüber off's Dahnel-Hils-Fald zu. Off dan sei a ganze Rix (Reihe) Ardäppel-Kausmacher bei dr Arbet: dr Hilf mit seiner Fraa, dr Knacht, de gruße Maad un wuhl noch zah' odr zwölf andere Weib's'n. Mei Traugott natürlich mit seiner Flint unnern Arm ganz hinten in dan Ardäppel-Alder sachte nei — 'r tut, als wöllt'r in de Furch'n de Hof'n aufstöbern.

„De Hof'n sei fort, Traugott!“, asu schrier ihe de Zumper-Hanne zune nüber.

Dodrauf hatt' mei Traugott schu gewart't. „Inusse, dos gelaab iech schie!“ gob ar laut sei Wort zerid. „Wenn mer eich Weiber trat'n sieht, do war's en'n schu wie „ausreiß'n“. Mer kaa siech's gar net den'n, daß ihr söllt amol jung un „schie“ gewas'n sei — mit eiern Kreizschnobel-Gesichtern! De Hof'n, die war'n gedacht hoom, ihr seid australische Lämmer-geier!“

Alles färrret. Ja, dos war dr ganze Schiefertuffel-Traugott! Obr se hoom ne aah galeih de richtige Antwort dodrauf gaam. Indann war mei Traugott dan ganzn Weiberchwarm nahnd'r komme. Ar lehnet siech nah an Ardäppel-Woong un guckel dar Arbet vun dr Seit zu.

„Hast du's gut, mei Traugott,“ ruffet de Hirzel-Emma nüber, „derzeehl uns nör e bißl wos! Is nisch't Neues?“

„Viel un wint!“ saacht dodrauf dr Traugott. „Es Reiste is: De Hof'n, die könne heier dos Kraut- un Groosstrassen nimmer vertroong. Die war'n ihe bluß noch mit Pfafferkuch'n gesüß'ert!“

„Ei, dos mach't'r racht!“ saacht de Emma. „Do schaff nör mit deiner Arnstine alle Loog en'ne rachte Hud voll naus! — Vergaßt sei aah de Servietten net, doß siech de Hof'n nooch ne Ass'n ihr Maul ohwischen könne!“

„Un dozu warscht du alte Schei-Baumel ahgestellt!“ seket mei Traugott noch fix derzu, „doß de awos ze tu hast, wenn 's Ardäppel-Kausmachen alle is. — Driem in andern Dorf do sei se schu lang ze Rand dermiet.“

„Dan hast du wuhl miet geholf'n? — Wos mach'n dä die Leit nu off ihrer Kuh-Blade?“ freeget ihe de Leichreß'n-Selma. „Die mach'n wuhl nooch ne Mittig-Ass'n de Janster-leed'n schu zu?“ Alle lacht'n se über dr Selma ihre Freegerei.

Doch mei Schiefertuffel-Traugott stedit off ahmol a ganz arnsthaft's Gesicht auf — weil ar ihe de greßte Lüg' mach'n wollt.

„Horcht amol auf, ihr Leit, dort driem, do war sei heit a tüchtig's Laam; es halbe Dorf war off de Baa!“

Alle stemmet'n se siech galeih off de Hackenstiel auf un horchet'n.

„Nach nör, alter Hof'ngookel, derzeehl!“ nötigten de Weib's'n, ganz neugierig off dos, wos nu komme wür'.

„Alt's Zeig hoom de Leit sammgeschleppt — wetter nisch't wie alt's Zeig: Kaffeefanne, alte Blachtöpp, Schüsseln, Lechter, alte Blach-Krüg' — innu lauter sitt'n alt'n Kram. — Nör wie se gerannt sei dermiet, als wenn se's gemaust' hätt'n.“

„Bu sei se dä hie dermiet?“ freegetn de Weib's'n fix.

Dr Traugott nahm erscht amol ne Flintenrieme übern Kup waß, als wollt'r soong: Ihe komme de Lüg'n, wie zun Ot'n namme!

„Wuhie? Dos sooch iech erscht, als iech hie zun Gasthof kam. Ich dacht net andersch, als es wär dort Feier. Asu eine Hard Mensch'n! In dar Gaststüb' drinne, do trot'n zwaa fremde Manner — die faaset'n dos ganze Zeig ei', alls-zamm, wäs nör de Leit un de Kinner asu in de Hand un off ihrn Budel geschleppt bracht'n. Bluß hint'n draußn dan Hof (Hofraum) hätt'r sahe müß'n! Es raane Zigeinerloger. Dos hatt'n die zwaa Manner alles schuh ei'kaast. Un ein Gald krieget'n die Dorf-Leit — zah', zwölf Mark jeder. Dr alte Schwammefried-Schuster, dar kam schu 's dritte Mol mit ener grufmachting Hud ahgeschleppt — dar hulet dos alte Zeig asugar aus'n Staabruch rüber. Dar hot ein Gald verdient — net ze gelaam, ihr gut'n Leit!“

Mitten in dan Derzeehl'n mußt mei Traugott erscht amol en'n Riet wart'n, weil'r die verdukt'n Gesichter soog. Mit Gewalt mußt ar siech 's Lach'n verbeiß'n.

„Bu sei dä die fremd'n Leit har?“ freeget'n de Weib's'n ahmol übersch andere.

„Doß wah' iech aah net! De Leit saacht'n, dos ganze Zeig kam mit dr Ei'nbaß' naus an dar holländisch'n Grenz; drim-ahm mußt's racht schie blank gepuht sei. Je blanker, desto mehr gob's Gald derfür — net ze gelaam, wie de Leit gepuht un gestimmert hoom. Heite ohmd giebt de erschte Looding fort!“

De Ardäppel-Kausmacher wollt'n vür Staune gar net wieder war'n.

„Inu, do könnt'n die fremd'n Manner doch aah amol zu uns ins Dorf komme,“ maanet'n se, „un könnt'n uns awink fitts Zeig ohkaß'n!“

„Is alles schu in de Wag' geleit't. — Morg'n noochmittig im zwaa sei se in dr Kaller-Schänk; do hob iech se hiegeschickt. Nu haacht's haltig, nör soot Zeig hieschaff'n — iech hob nu ahmol mei Maul aufgesperrt.“

„Schie racht,“ saacht'n de Weib's'n, „könne mer doch aah a paar Mark Gald verdiene!“

Mei Traugott lieh se bei dan schin'n Gelaam, odr es wur 'ne doch sachte dr Bud'n warm. „Ich will nör nu aah fix ahamm machen un will mit meiner Fraa awink fitt's Blach-zeig zeracht richt'n. Also, soogt's nör ne Leit'n: Noochmittig üm zwaa giebt dar Ei'kaß lus. — Nach't's gut, ihr Leit!“

(Schluß folgt.)



Zun neie Gahr!

Wie feierlich de Glocken klinge!
 Un aus de Häuser hörst de singe
 En Gruß zu dir, du neues Gahr.
 Es liegt de Walt, als tut se schlofen
 Un weißer Schnee deckt alles Hoffen,
 Dos finst su grü un salig war.

Voll Adacht guck ich nauf zen Himmel.
 Als öb in bunten Starngewimmel
 Ich lasen könnt, wie alles werd.
 Wos wärscht du bringe — Schlachtes, Gutes?
 Mir nahme alles guten Mutes,
 Su wie's der liebe Gott beschert.

Kommt, löst uns of de Zukunft baue:
 Un unverzagt un mit Vertraue
 Guck ich getrost zen Himmel nauf.
 Wos du aah bringst, öb Leid — öb Segen,
 Ich gieh mit Hoffning dir entgegen:
 Zon neie Gahr — e guts Glückauf!

Max Wenzel



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 1. — Neujahr 1932.



Die ihre Heimat verließen

Originalroman
von Otfried von Hanstein.

(6. Fortsetzung.)

„Guido Herrmann, ein ideal veranlagter, großherziger Künstler, ist in Wahrheit dein Vater. Deine Mutter war eine Italienerin. Dein Vater, es ist wohl richtiger, wenn ich jetzt sage, dein Pflegevater, der sich nach irgend einer Liebe sehnte, hat dich seinem Freund abgenommen und damit auch dessen Herz von einer großen Sorge befreit. Er hat dich adoptiert und dir seinen Namen gegeben. Du hast also volles Recht, dich als sein Kind und als die berufene Erbin seines Nachlasses zu fühlen.“

Sie saß mit gesenktem Haupt da, dann fragte sie:

„Noch eins. Ich muß jetzt alles wissen. Mein rechter Vater darf mir im Grabe nicht zürnen, wenn ich ihn als Fremden betrachte, ich habe ihn ja nicht gekannt, nur als ganz kleines Kind ihn gesehen. Jene Italienerin, meine Mutter, war seine Frau?“

„Du weißt, ich lüge niemals. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er sie sehr geliebt und ihr bis an sein frühes Ende die Treue bewahrt hat.“

„Ich danke Ihnen, Onkel Pfarrer. Ich muß jetzt sehen, zu fassen und zu verstehen.“

Der Pfarrer legte ihr die Hände auf die Schultern.

„Er hat dich nie anders als ein leibliches Kind betrachtet, der Tote. Vergiß es nicht.“

„Ich habe ihn immer als meinen Vater geliebt und ich denke, jetzt habe ich fast noch mehr Grund zu dieser Liebe, wenn auch seine letzte Tat mein Glück zerstörte. Aber dafür habe ich —“

„Nichts hast du verschuldet. Auch der Brand allein —“

„Nicht, nicht — ich muß stark bleiben. Ich muß jetzt allein sein, ich will nicht schwach werden. Schwache Menschen hat Vater verachtet.“

Es war wieder zwei Tage später. Das Begräbnis war vorüber. Ein trauriges Begräbnis. Nur drei nahe Verwandte am Grabe. Der Geheimrat und seine Frau in tiefer Trauer-toilette und Grete. Sehr viele Freunde aus der Kreisstadt, die Besitzer der Nachbargüter, die Instleute des Gutes. In allem kein echt herzlichster Ton. In der kleinen Dorfkirche die Feier. Auf der einen Seite des Sarges Grete, auf der anderen Bernhard und Helene Wendeborn.

Grete fühlte wohl, daß die Art, mit der man ihr die Hand drückte, anders war als sonst. Daß besonders die Frauen kühler waren. Sie lächelte etwas bitter. Wer wußte, was die Gerüchte alles erzählt hatten.

Als der Pfarrer seine Rede beendet hatte, als die Träger den Sarg aufnahmen, um ihn über die mit Eichenlaub bestreuten Wege zur Gruft zu tragen, wollten Bernhard Wendeborn und seine Frau dicht hinter dem Sarge gehen. Grete war unzufrieden mit sich. Fühlte aller Augen auf sich gerichtet, klagte

sich an, daß sie in dieser Stunde so wenig Sammlung empfand, daß sie keine Tränen hatte und des Pfarrers Worte kaum hörte. Daß sie mehr an sich dachte als an den Toten.

Jetzt stand sie unschlüssig, fühlte sich wieder gedemütigt, daß man ihr nicht einmal den töchterlichen Platz hinter dem Sarge gönnte, da trat Pfarrer Hildebrand zu ihr, bot ihr den Arm und wies mit einem kurzen ernsten Blick den Geheimrat in die zweite Reihe.

Noch ein kurzes Gebet des Pfarrers am Grabe, dann fielen aus ihrer Hand die drei schaurigen Schollen auf den Sarg und zum ersten Male schluchzte sie auf.

Natürlich beobachteten neugierige Blicke, wie weder der Geheimrat noch seine Frau ihr die Hand gaben, und im Dorftrug, wo sich im Herrenzimmer die Gäste des Begräbnisses, in der Wirtsstube die Instleute zusammenfanden, wurde viel über diese seltsame Totenfeier und über die Erben geredet. Der Geheimrat und seine Frau waren nur kurze Zeit anwesend gewesen. Sie fühlten sich fremd und, wenn auch die Stimmung Grete fallen ließ, so konnten auch die Nachbarn keine Berührungspunkte mit diesen beiden finden, die ihre innere Teilnahmslosigkeit nicht verbergen konnten.

„Armer Wendeborn!“

Alles Gefühl beschränkte sich auf den Toten. — — —

Am Tage darauf war bei dem Notar die Eröffnung des Testaments gewesen. Auch hier saßen Grete und das Ehepaar sich fremd gegenüber.

„Universalerin ist meine Adoptivtochter Grete, das Kind meines lieben, einzigen Freundes Guido Herrmann. Voraussetzung ist, daß dieselbe bis zu ihrer Mündigkeit in meinem Hause lebt und sich mir gegenüber töchterlich dankbar erweist. Meinem Bruder setze ich ein Legat in der Höhe des zehnten Teils meines Erbes aus. Sollte Grete sich undankbar oder unwürdig zeigen, soll sie auf ihr Pflichtteil als mein Adoptivkind beschränkt werden und mein Bruder Universalerbe sein.“

Grete hörte schweigend zu und auch das Ehepaar Bernhard Wendeborn blieb zunächst stumm. Erst als die Verlesung beendet, sagte der Geheimrat:

„Herr Notar, Sie sind auch Rechtsanwalt?“

„Ja wohl.“

„Darf ich um eine geschäftliche Unterredung bitten? Nach den Bestimmungen dieses Testaments betrachte ich mich als den Universalerben und bin bereit, Sie mit meiner Vertretung bei dem hiesigen Gericht zu betrauen.“

„Aber im Gegenteil —“

Der Notar warf einen verwunderten Blick auf Grete, die auch jetzt stumm blieb, und Bernhard Wendeborn fuhr fort:

„Ich werde Ihnen die Beweise erbringen.“

„Ich stehe natürlich zur Verfügung.“

Pfarrer Hildebrand, der als Unbeteiligter der Verlesung des Testaments nicht beigewohnt hatte, erwartete Grete im Wohnzimmer. Er sah ihr an, daß sie völlig ruhig war, aber einen entschlossenen Zug um ihren Mund hatte.

„Nun?“

„Ich bitte, Onkel Pfarrer, lassen Sie uns nach Hause fahren.“ (Fortsetzung siehe 4. Seite dieser Beilage)

Das neue und das alte Jahr im Menschenleben und im Spiegel erzgebirgischer Dialektdichtung!

Arzgebirgische Määd

M. H. E'dorf.



Buchholzer May Rothe-Mädel

Ich hob mei Fräd
An unnere Määd,
Se hom runde schtramme Bodn,
Giehe turne, schwimme, bodn,
Könne stufahrn, radeln, rodeln,
Un a imgieh mit de Rodeln,
Könne waschn, nähe, flicn,
Hatln, klippn, schneiden, strickn,
Un in fift allrhand
Sei se gewandt.
's is nu ämol mei Fräd,
Arzgebirgische Määd.

Ich hob mei Fräd
An unnere Määd,
Se hom Backn wie Tomatn,
Rute Lippn wie Granatn,
Könne streichln, drickn, schmagn,
Un a fauchn, schlong un trahn,
Könne lieb sei, launig, lust'g,
Un in fift allrhand
Sei se gewandt.
's is nu ämol mei Fräd,
Arzgebirgische Määd.

Ich hob mei Fräd
An unnere Määd,
Hom fast alle Bubitöpple,
Trong net mehr de falschn Zeppie,
Sei gesund, grod, glatt un saubr,
Trong ne Kopp huch wie e Taubr,
Bleim net gern ruh'g fign,
Schtrampeln, schpringe, laafn, flign,
Un in fift allrhand
Sei se gewandt.
's is nu ämol mei Fräd,
Arzgebirgische Määd.

Ich hob mei Fräd
An unnere Määd,
Raft se hom in alln Sortn,
Aene änzln un in Hordn,
Schwarze, braune, rute, blonde,
Dorchgewachsene, schlanke, ronde,
Die gern tanzn, schatrn, todln,
Gern schpazierngieh, finge, jobln,
Un in fift allrhand
Sei se gewandt.
's is nu ämol mei Fräd,
Arzgebirgische Määd.

De alte Klöppelfraa

An Fenster dort sitzt uff ihr'n Flad'l
De alte gute Klöppelfraa
Un sticht gelamper Jach' um Jach'l,
Sitzt hooften-krummb — dr Kup is graa.
Un vür sich, ach, ihr Klöppelsoof,
Dos is ihr Freind, ihr Schatz uff Ard'n,
Ihr Ersichtes un ihr Leht's am Log
Ihr ganzes Sein, ihr ganzes Ward'n!
Wie war'sche klaa — bluß a Gedank'l —
Als se de Mutter nahgericht't!
Se soh als Jungfer uff ihr'n Bank'l;
Kaa Schwachhät hot se abgeficht't. —
Se nahm en'n Maa — 's kam Rinnerseeng;
Do gabs ze streit'n, gabs ze schaff'n.
Se mußt ihr'n Maa ins Grab nei leeng,
Durst net verzoong — mußt sich d'rass'n.
Nu galt's, de Rinner zu versorg'n,
Brut schaff'n un uffs Nacht ze sah'l!
Wie war do schwer, dos „Heit“, dos „Morg'n“,
Doch „Maner“ half — se wußt's genaa. —
Zu fremden Leit'n in dar Wast
Is aans üms andre von ihr gange;
Se blieb allah, un war nu alt —
Doch, 's gab aah ihe noch taa Bange.
Se is gefass'n — hot gemied'n
Un Garn taast, sei en'n manch'n Strahn.
Nu wur' gemass'n — ohgeschnied'n,
Hie gings zum Händler uhverfahn'.
Dar hot gelobt, wuhl aah getodelt
Un Bald gaam. Ach, dos war ne Fräd'l!
Un wieder wur' sich ohgaenodelt,
Bis es reicht zu en'n Sunntigtläd.
Ihr Kläd, ihr Sonntigtläd, wie schäht se 's!
En Tod'n hot's wie lauter Zwärn.
Ihr ich nufstes warsch — 's bleibbt ihr lehtes,
Ihr bester Schmuck am Log des Herrn. —
Dort in dr Kärch an Gottes Wort
Hand se Erquickung, Trußt un Seg'n.
Un kimmt dr Lud, tragt ihr se fort:
Braght net, 's Kläd ihr abzeleg'n!

O Klöppelfraa, du bleibst mir heilig;
Dei' Laam, wie gern nähm' ich's uff mir!
O könnt' ich walten su getreulich!
O wär' mir 's Sterb'n su leicht wie dir!
Ach, wär' ich stets gewas'n doch
Zur Fräd mir un dann annern Leit'n! —
Ach — möcht' aah mich im Sarge noch
E Kläd wie dein's afu schie kleid'n!

Den erzgebirgischen Klöpplerinnen gewidmet.
Von Bernh. Bräuner, Leipzig.



Frau Auguste Müller geb. Walther in Tannenberg
konnte am 30. Oktober ihren 94. Geburtstag begehen.
Trotz ihres hohen Alters erfreut sie sich noch erstaun-
licher körperlicher und geistiger Frische.



Bernhard Brückner, Leipzig
unser Feierohnd-Schriftsteller und Heimdichter, grüßt
die Leser unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ mit
folgendem Gedicht zum Jahreswechsel:

Neujahr

Un wieder 'mol in Müh' un Plog' eilt 's alte Gahr ze Ruh';
un wieder 'mol in Sorg' un Rut gieht's heit dann neie zu.
Vorbei zug mancher liebe Tog un manche lange Nacht;
doch kaamol hot dos Schicksol uns e besser'sch Zus gebracht.
De gunge, wie de alten Leit, se konnt'n fruh net war'n;
'ne manche Mutter hot in Harm vergoff'n bitt're Jahr'n.
De Sorng loong off'n Harzen ihr, bluß üm dos liebe Brut,
un überol, wuhie se sooch, war Elend — nisch't wie Rut.

— — — — —
Ach, endlich is dos Gahr ze Rand! — De Glocken klinge übers'ch Land.

Half Gott, doß uns dos neie Gahr ne bess're Zeit beschert,
doß überol Gerachtigtät un Frieden wiederkehrt!
Doß Arbet ward, Verdienst un Gald — is Harz kriegt wieder Ruh',
doß unnre Rinner net verdarb'n, sich reeng un schaffen tu'. —
Mög Zank un Streit nu sei begroom, de Wahret wieder sieng,
un Lieb un Trei, de Ehrlichtät ihr Nacht nu wieder krieng!
De franken un de arme Leit söll'n net vergass'n sei';
es lecht' ins kleinste Stübela e bißl Sunneschei'!

— — — — —
Mög alles nár zum besten gieh' — zer Ordning un zum Frieden hie!

De Glocken schall'n: Glia auf! Glia auf! — Zum Himmel steigt ihr Klang;
Weit übern Barg, durch Tol un Wald zieht's hie wie Fastgesang.
Drüm huuch de Harz'n! De Hoffning winkt — off Nacht kimmt wieder Licht.
Ruht, wie de Bargleit' — salger Zeit: Glia auf zur neien Schicht!
Die hoom bei Watter un Gefahr vertraut off ihr Geschick.
Macht's dann enooch in neie Gahr! Bewahrt dann Hoffningsblia!
Un wär' de Plog aah noch su hart, hofft nár, bis aufwärts gieht,
bis in dar Rut un Finsternis e lichter Strohl rei' sieht!

— — — — —
Un is dr Wag su hart, su lang, ar nimmt e End' — — Gott sei's gedant.

Noch grißt de liebe Haamit uns mit Barg, mit Fald un Wald.
Noch wölbt dar blaue Himmel siech weit über Tol un Hald';
's Bach'l rinnt noch no in Grund, de Hütt'le stieh' in Fried',
un drinneraus klingt noch wie einst dos arzgebärg'sche Lied. —
Mir hoom de gute Haamit noch, hoom Licht un Sunneschei';
es lechten uns noch Mond un Starn drnacht ins Stüw'l nei.
Drüm wöll'n mer aah noch net verzoogn — wöll'n fassen frisch'n Mut
un hoff'n, doß in dar Zeit'n Lauf für uns de Hilf miet ruht.

— — — — —
In neie Gahr de Harzen auf! O Arzgebärg: Glia auf! Glia auf!



Sie saßen schweigend nebeneinander, während sie durch den schattigen Wald fuhren. Grete gefiel dem Pfarrer nicht. Er selbst hatte ein wehmütiges Empfinden. Wie oft war er mit dem Toten durch diese Straße gefahren. Die herrlichen Eichen rauschten leise ihr altes feierliches Lied, die Blumen am Wege dufteten, singende und lachende Kinder suchten am Boden nach Pilzen und den ersten Heidelbeeren. Alles war genau so schön, genau so friedlich wie immer, nur, daß der Mann, dem dies alles gehört hatte, der es pflegte, betreute und liebte, nun tot unter dem Rasen lag.

So kamen sie zwei Stunden später zum Pfarrhause.

„Du mußt jetzt ruhen.“

„Nein, wenn Sie nicht ruhen wollen und Zeit für mich haben, ich möchte gern mit Ihnen reden.“

„Dann komm in mein Zimmer.“

Der Pfarrer seufzte und führte Grete in das Haus.

„Onkel Pfarrer, halten Sie mich nicht für unkindlich, wenn ich einige rein geschäftliche Anfragen an Sie richte. Zunächst: Es ist nicht mein Wille, mich der Vormundschaft des Geheimrats Wendeborn zu unterstellen.“

„Da du in einem halben Jahr einundzwanzig Jahre alt wirst, wird dem nichts entgegenstehen, daß du dich schon jetzt durch das Vormundschaftsgericht großjährig erklären läßt.“

„Wissen Sie, wie hoch das Vermögen meines Vaters ist?“

„Ich habe mich beim Notar Müllensiefen, der gleichzeitig deines Vaters Vermögensverwalter war, erkundigt. Wenn man den Brandschaden, die vermutliche Zahlung der Versicherungsgesellschaften hinzurechnet, die Belastungen und Hypotheken berücksichtigt, dürfte das Erbe einen Wert von etwa hundertfünfzigtausend Mark haben. Das ist für den großen Besitz wenig, aber bei der Ueberschuldung der Landwirtschaft —“

„Und wie hoch wäre unter diesen Umständen der mir zukommende Pflichtteil?“

„Mindestens fünfzigtausend Mark, aber —“

„Onkel Pfarrer, da der Notar die Vertretung des Geheimrats übernommen hat und ich also mit ihm und mit jenen beiden nicht in Berührung kommen will, bitte ich Sie, in meinem Auftrage zu erklären, daß ich mich mit jenem Pflichtteil begnüge und ihnen das Gut überlasse.“

„Ich verstehe dich nicht. Du handelst übereilt, und das Gericht, dem die Entscheidung vorliegt, könnte unmöglich die Unbesonnenheit jener Nacht —“

„Ich bin es meinem lieben Vater schuldig, daß diese Dinge nicht in der Öffentlichkeit weiterverhandelt werden.“

„So leicht trennst du dich von dem Gut?“

Jetzt schluchzte sie auf.

„Leicht? Von dieser Heimat, an der ich mit allen Fasern hänge? Wo ich nicht einmal weiß, wohin ich mich wenden soll, ich, die ich noch nie einen Schritt allein in der Welt getan habe? Leicht gewiß nicht, aber was soll ich tun? Kann ich allein das Gut hier bewirtschaften? Haben Sie nicht gesehen, wie mich die Nachbarn behandelten? Wie die Damen sich kühl von mir zurückzogen? Ich habe eine große Dummheit begangen, aber ich muß ihre Folgen tragen.“

Eigentlich wunderte sich der Pfarrer. Grete sprach von dem Ereignis jener Nacht, von der Preisgabe ihrer Ehre in einer Weise, die sein Schamgefühl für sie verletzte. Er selbst wußte, daß sie recht hatte mit ihrer Beobachtung.

„Aber —“

„Mein Kind, du darfst nicht übereilt handeln. Ich weiß, was geschehen ist. Ich will in dieser Stunde nicht mit deinem heißen Herzen rechten. Ich will dir auch keine Vorwürfe machen, aber — da dies alles einmal geschehen, da du eigentlich nicht mehr Mädchen, sondern Frau bist, muß ich dich aufmerksam machen. Du hast in diesem Augenblick nicht allein an dich zu denken. Du trägst vielleicht ein Kind unter dem Herzen.“

„Nein — nein —!“

Dunkelrot vor Scham und mit lauter Stimme hatte sie es gerufen.

„Aber Kind —“

„Sprechen Sie nicht weiter, Onkel Pfarrer. Ich flehe Sie an. Lassen Sie mich Ihnen gegenüber sitzen. Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, aber ich bitte Sie, ich fordere, geben Sie mir Ihr Wort, daß dieses Geständnis in Ihrem Herzen begraben bleibt. Zum wenigsten, bis der Vertrag, daß ich mich mit dem Pflichtteil begnüge, geschlossen ist.“

„Was hast du mir zu gestehen?“

„Wenn ich so vor Ihnen sitze, wenn ich Ihnen so in die Augen blicke, glauben Sie mir, daß ich die Wahrheit spreche?“

„Ich habe nie in meinem Leben den Gedanken gehabt, daß du eine Unwahrheit sprechen könntest, und du hast es in einer sehr traurigen Stunde bewiesen.“

„Nein, Onkel Pfarrer, ich habe einmal die Unwahrheit gesagt. Gerade in jener Stunde.“

Er fuhr unverständlich zurück.

„Was soll das heißen? Er hat also Gewalt —?“

Jetzt war sie ganz bleich geworden, konnte kaum reden.

„Es ist nicht wahr. Ich habe niemals Günter Schellhorn gehört.“

„Kind?“

„Die Wahrheit ist, daß er in jener Nacht, wahrscheinlich erst, nachdem er den Brand bemerkte, zu mir heraufkam, um mich zu retten. Ich wachte auf, ich sah den Feuerschein vor den Fenstern, die ich in der warmen Nacht offen gelassen. Ich schrie gellend um Hilfe, sah einen Mann in das Haus rennen. Dann hat mich der eindringende Qualm wohl betäubt, und ich kam erst wieder auf kurze Zeit zu mir, als er mich in den Armen hielt und aus den Flammen trug.“

„Das ist die Wahrheit?“

Sie sah ihn voll an.

„Das ist die volle Wahrheit, so sehr ich auch jetzt noch meinen lieben, toten Vater, dessen Namen ich trage, liebe, so innig ich wünsche, daß er mir im Jenseits vergibt.“

„Dann begreife ich nicht —“

„Es ist die Wahrheit, und Günter wäre der letzte gewesen, der mir meine Ehre geraubt hätte.“

„Aber, wie konntest du dann?“

„Ich verstehe es selbst kaum. Ich habe ihn lieb. Ich weiß, daß er nie, nie fähig gewesen wäre, ein solches Verbrechen zu begehen, Brand anzulegen. Ich war im höchsten Grade verzweifelt. Ich zürnte meinem Vater, daß er ihn, den besten, redlichsten Mann, seine Vergangenheit büßen ließ. Ich sah, wie alles gegen ihn sprach, wie auch der Kriminalrat überzeugt war. Wie seine mir auch jetzt noch unverständliche Flucht — wahrscheinlich nur, um sich nicht als meinem Lebensretter danken zu lassen — den letzten Beweis in jener unseligen Kette bildete. Ich wollte ihn retten. Ich war die einzige, die es konnte. Ich mußte ihm ein Alibi verschaffen — was hätte ich anderes sagen können, das mir geglaubt würde, als daß er bei mir war? War er bei mir, konnte er doch das Feuer nicht anzünden. Und als ihn dann der Vater aufs neue bezichtigte, mich mit Gewalt genommen zu haben — fast ohne Ueberlegung — dem inneren Impuls folgend, mußte ich doch sagen, daß ich mich ihm freiwillig geschenkt.“

Der Pfarrer schwieg, war tief ergriffen. Auch in seinem einfachen Herzen ging eine Erkenntnis der Größe auf, die dieses Mädchen besaß, das ihr heiligstes Gut, ihre Mädchenehre, preisgab, um den Geliebten zu retten. Er sah in ihre Augen. Er wußte, daß sie jetzt die Wahrheit gesprochen. Er antwortete nicht, aber seine Hand streichelte leise ihren Kopf.

Erst nach langer Pause konnte er reden.

„Wenn das Wahrheit ist, ist alles doch gut. Natürlich muß ich dem Gericht Mitteilung machen —“

„Nein, um Gottes willen, nein! Wer würde mir jetzt glauben? Um so schlimmer würden sie mich in den Staub treten. Würden sagen, daß ich jetzt lüge, daß ich nur das Erbe retten will. Würden mich vielleicht zu schimpflichen Vernehmungen zwingen, die ich nicht ertragen könnte. Das darf nicht geschehen.“

„Aber —“

„Lassen Sie ihnen das Gut und ich werde gehen.“

(Fortsetzung folgt.)